

Die Voraussetzungen menschlicher Bildung

Von Georg Sigmund, Fulda

Oft kommt es uns schmerzlich zum Bewußtsein, daß des Menschen Wesen, wie wir es immer und überall antreffen, von Firnis und Tünche überzogen, von den vielfältigen Schichten der Gewohnheit und Gewandtheit, der Sitte und Unsitte, der Bildung und Unbildung, der Verstellung und Entartung überlagert ist, wodurch der erwartete Glanz seiner ursprünglichen Natur getrübt erscheint. Darum ist immer wieder der Versuch unternommen worden, durch die nachträglichen Überformungen hindurch auf die erste ursprüngliche Natur durchzustoßen. In unbekümmerter Vertrauensseligkeit sprach die Zeit der Aufklärung der menschlichen Vernunft die Fähigkeit zu, die empirisch nirgendwo faßbare reine Natur doch durch Besinnung auf ihre Idee zu ergreifen, besonders dadurch, daß von den zufälligen Besonderungen, die das menschliche Wesen durch Rasse, Klima, Geschichte u. ä. erfahren hat, abgesehen, „abstrahiert“ und das alsdann übrigbleibende Allgemeine herausgehoben wird. Auf diese Weise glaubte der Aufklärer, die „Natur“-Rechte des Menschen, seinen „natürlichen“ Urzustand, die Wahrheiten einer „Natur“-Religion wie die „natürliche“ Gesellschaftsform bestimmen zu können. In ähnlicher Weise geht es in den Diskussionen der gegenwärtigen „Natur“-Heilkunde darum, herauszufinden, welche Ernährungsweise, welche Bekleidung, welche Schlafzeit und welche Heilweise als die „natürlichen“ anzusprechen sind. Nach der gleichen Ur-Beschaffenheit des Menschen greift die wissenschaftliche Medizin in dem Begriff „Konstitution“ aus, ist sie doch brennend interessiert an der Grund-Beschaffenheit und dem Bestand der Kräfte, um diese für die Heilung ansprechen und auswerten zu können. Sowenig man sich den Gebrauch des Konstitutionsbegriffes aus medizinischen Erörterungen wegdenken kann, sosehr erscheint er bei näherem Zugreifen zu zergehen, so daß die Kritik ihn heftig gescholten, ihn eine leere „Fiktion“ genannt hat; seine Verwendung soll zu einer „Sprachverwirrung“ geführt haben¹. Auch widersprechen sich die Auskünfte, welche sowohl der Aufklärungsphilosoph wie der Naturheilkundige rasch und selbstsicher über das, was der rechten Natur gemäß ist, zu urteilen wissen, im einzelnen derart, daß es dem Skeptiker ein leichtes ist, den Glauben an die Natur-Norm als Naivität zu zerfetzen. An seine Stelle setzt sich ein „Positivismus“,

¹ Vgl. hierzu E. Hanhart, Konstitutionsbiologische und konstitutionspathologische Grundlagen: Handbuch der Erbbiologie des Menschen 1. Bd. 1940, 461—484.

der jede inhaltliche Festlegung einer Natur-Norm abstreitet und nur das „positive“ Bild jener Verfestigungen, wie sie uns vielfältig in der Erfahrung entgegentreten, anerkennt. Doch wird anderseits der Positivismus wieder als vorzeitig müder Verzicht empfunden, dem ein „gesunder“ Glaube entschieden widerspricht.

Wenn der Natur-Idee nicht auf rationalistische Weise beizukommen ist, führt dann nicht vielleicht doch ein empirischer Weg zum Ziele? Beginnt nicht jeder Mensch — ähnlich wie es bei der ganzen Menschheit der Fall gewesen sein muß — seinen Lebensweg vom Ausgangspunkt einer anfänglich unverformten reinen Natur her? Läßt sich das Bild dieser Natur nicht vom Zustande des Menschen bei seinem Lebensstart ablesen? Aus diesen naheliegenden Fragen erwächst verständlicherweise das besondere Interesse an dem Zustand des menschlichen Wesens unmittelbar nach seiner Geburt. Was sich aber tatsächlich hier beobachten läßt, hat immer wieder enttäuscht. Der neugeborene Mensch ist ein Wesen von einer erbarmungswürdigen Hilflosigkeit. Die wenigen Äußerungen des neugeborenen Menschen verraten in keiner Weise ein „Arsenal“ eindeutiger naturhafter Ausrichtungen. Wenn diese sich auch nicht unmittelbar beim Lebensstart fassen lassen, so nimmt man an, daß diese wenigstens dem Entwicklungsrhythmus und den Äußerungen der ersten Lebensjahre zugrunde liegen. Damit verschiebt sich das Interesse der Forschung auf die ersten Lebensjahre als das Fundament, auf dem die weitere Bildung zum Menschen aufruht.

Seit alters stehen sich zwei Theorien gegenüber, die auf die Frage nach den Faktoren der Entwicklung eine entgegengesetzte Antwort bieten. Die erste läßt alles Wesentliche der Entfaltung aus der angeborenen Beschaffenheit hervorgehen und heißt darum „Nativismus“. Ihm widerspricht der „Empirismus“, für den der Mensch und seine Seele ursprünglich tabula rasa sind, auf die von außen her alle besonderen Ausformungen aufgedrückt werden. Beide Standpunkte führen für die Richtigkeit ihrer Meinung gewichtige Argumente ins Feld. Für den Nativismus sprechen die Tatsachen der Vererbung selbst geistiger Fähigkeiten. Unverkennbar setzen sich solche angeborenen Fähigkeiten allen Hemmungen zum Trotz oft mit selbstverständlicher Eigenmächtigkeit durch. Jedes Kind muß in seinem Leben diejenigen Eigenschaften verwirklichen, deren Anlagen in der Erbmasse von den Vorfahren her auf ihre Entfaltung warten. Hingegen stützt sich der Empirismus auf die statistisch nachweisbaren Entwicklungsunterschiede, die zwischen Kindern verschiedener sozialer Schichten wie verschiedener Erziehungsformen bestehen. Die Umwelt mit ihrer eigentümlichen Zusammensetzung von Mitmenschen, objektivem Geist der Ansichten, Sitten, Gewohnheiten usw. ist es, die entscheidende Prägung auf das menschliche Wesen ausübt. Doch schießt der Empirismus weit über das Ziel hinaus, wenn er an den Anfang etwas völlig Unbestimmtes wie eine materia prima setzt, die zu jeder beliebigen Formung fähig wäre. Eine solche Annahme widerspricht nicht nur der täglichen Erfahrung, sondern enthält auch einen inneren Widerspruch. Sowenig es eine absolut unbestimmte erste Materie geben kann, die zu allen möglichen Bildungen fähig wäre, so ist es innerlich widersprüchlich,

an den Anfang des menschlichen Werdens eine in sich völlig unbestimmte Natur zu setzen, die jede beliebige Formung zuließe. Sie kann als Werdesubstrat in sich nur eine bestimmte, wenn auch für uns unausschöpfbare Fülle von Möglichkeiten der Verwirklichung bergen, deren Auswahl freilich dem Spiel der von außen her andrängenden Einflüsse, aber auch der langsam erstarkenden Selbstentscheidung überlassen bleibt. Vergeblich streiten sich Empiristen und Nativisten darum, den Gegner zu verdrängen und mit ihrer Theorie die menschliche Bildung als Allein-Domäne zu beherrschen. Ja glückte es ihnen, den Gegner wirklich zu verdrängen, würden sie damit ihre eigene Position aufheben. Denn selbst der extremste Empirist muß doch irgendwie eine in sich bestimmte bildsame Natur als Vorbedingung für das, was er zu erklären vorgibt, zulassen. Hingegen käme der extremste Nativist angesichts der unendlichen Vielfältigkeit tatsächlicher menschlicher Bildungen dazu, die Wirklichkeit einer allgemeinen Menschen-Natur leugnen zu müssen. Beide verteidigen indes richtig Gesehenes; doch lassen sich beide Standpunkte durchaus miteinander vereinbaren, was klarer heraustraten wird, wenn wir die in der *Biologie* gewonnenen Klärungen des Entwicklungsbegriffes miteinsetzen.

Wieweit äußere Faktoren für die Entwicklung des Lebewesens aus der befruchteten Eizelle von Bedeutung sind, hat der Streit, ob Entwicklung *Evolution* oder *Epigenese* ist, nach jahrhundertelangem Hin und Her zu klären vermocht. Es ging dabei darum, die grundsätzliche Frage zu entscheiden, ob für alle Organe und Eigentümlichkeiten des Lebewesens die Anlagen in der befruchteten Eizelle derart gegeben sind, daß jedes Organ, alle seine Teile und Besonderheiten durch je eine besondere Anlage unmittelbar in der Erbmasse vertreten sind, die sich direkt in die zugehörige Aussonderung, wenn auch unter modifizierendem Einfluß der jeweiligen Umwelt, umwandeln. Oder ist nur ein gewisser Rahmenbestand von Anlagen oder, besser gesagt, Entwicklungsfaktoren vorgegeben, die nicht unmittelbar den späteren Organen und Teilen entsprechen, sondern nur den Grund abgeben, mit deren Hilfe mittelbar die endgültigen Eigenschaften hervorgebracht werden? Im ersten Falle würde im Laufe der Entwicklung keine größere Mannigfaltigkeit der Gliederung gebildet werden, als schon von vornherein, wenn auch für uns unsichtbar, vorhanden war. Nur eine Umwandlung der von Anfang an bestehenden unsichtbaren Bildungen in die sichtbare Vergrößerung würde im Laufe der Entwicklung vollzogen werden. Im zweiten Falle hingegen gäbe es echte Neubildungen, die zwar im Rahmen des durch die Anlagen Ermöglichten verbleiben, aber als solche noch nicht unmittelbar vorgebildet wären. Die erste Erklärungsweise sieht auch in der Entwicklung ein im Grund maschinelles Geschehen, das freilich für unsere Augen zu fein ist, um als solches durchschaut zu werden. Nach der zweiten Auffassung ist Entwicklung jedoch etwas wirklich Lebendiges, ein Werden in einer Periode echter Jugend, in der sich etwas Neues gestalten will und kann.

Während die alten Formen der Evolutionstheorie vermeinten, die späteren Bildungen seien als solche bereits „präformiert“, „vor-

gebildet“, und brauchten nur zum Vollmaß heranzuwachsen, hat die sogenannte Keimplasmatheorie von August Weismann diese kindliche Auffassung, die durch die Enthüllungen des Mikroskopes zerstört worden war, dahin umgebildet, daß im Keime alle späteren Ausbildungen als Determinanten vorhanden sein müssen. Was den evolutionistischen Standpunkt auch bei Weismann kennzeichnet, ist die Anschauung, daß jedes Organ, überhaupt jedes Gebilde des fertigen Organismus unmittelbar durch eine vorbildende Anlage in der erbten Entwicklungsgrundlage vertreten ist. Somit macht die Entwicklung das Lebewesen nicht mannigfaltiger, als es schon im Grunde seiner Gesamtanlage ist. Meist stellt man es sich so vor, daß die „Erbmasse“ eine Art „Mosaik“ bildet, Entwicklung also nach einem Ausdruck von Wilhelm Roux „Mosaikarbeit“ wäre.

Während die evolutionistischen Auffassungen das Schwergewicht immer auf das Gleichbleiben der Mannigfaltigkeit legen, tritt die Theorie der Epigenesis für echtes Neuwerden ein. Frühere primitivere Formen dieser Theorie waren der Meinung, der Keim sei ein völlig unorganisierter Stoff, eine Meinung, die längst aufgegeben ist. Die neuzeitliche Epigenesistheorie verkennt nicht, daß schon im Keime ein verwickeltes Anlagengefüge vorhanden ist, doch steht sie auf dem Standpunkte, daß dieses Anlagengefüge nur einen Rahmen darstellt, innerhalb dessen echte Neubildung möglich ist. Als Weismann seine Keimplasmatheorie um das Ende des vorigen Jahrhunderts aufstellte, war er der Meinung, ein evolutionistischer Standpunkt allein könne den Anforderungen moderner Naturwissenschaft genügen. Hingegen haben die vielfältigen Experimente der Entwicklungsphysiologie eindeutig erwiesen, daß Entwicklung mehr ist als Evolution, daß in ihr wirklich echte Neubildung geschieht, die freilich im Rahmen des Ererbten bleibt, aber von daher nicht einfach festgelegt ist. Im Vorgange des Entwicklungsgeschehens kommt es freilich zu Festlegungen (Determinationen) des weiteren Geschehens, das dann in seiner Abfolge fast maschinenmäßigen Eindruck machen kann, aber im Grunde doch auf einer Selbst-Festlegung des Organismus beruht².

Wenn schon das Vital-Leben im allgemeinen eine echt lebendige Entwicklung mit Eigenbildungen besitzt, so gilt dies erst recht für das menschliche Leben, das auf einer höheren Stufe steht. Ja hier ist zu erwarten, daß die Eigenmächtigkeit zu wirklicher Neubildung — freilich immer im Rahmen der ererbten Möglichkeiten — noch größer ist als beim tierischen Leben, das doch die Experimente der Entwicklungsphysiologie zunächst untersucht haben.

² Zum Evolutionismus- und Epigenesis-Problem vgl. B. Dürken, Entwicklungsbiologie und Ganzheit, 1936.

Mit der epigenetischen Entwicklungsauffassung verbindet sich die Erkenntnis, daß die Entwicklung trotz der Mannigfaltigkeit der Einzelschritte im Grunde ganzheitlich geleitet ist, nicht aber Mosaikarbeit darstellt, wie Roux gemeint hatte. Legen wir die epigenetische Auffassung von der Entwicklung zugrunde, so käme es bei der Durchforschung der menschlichen Entwicklung darauf an, jenen „roten Faden“ aufzuzeigen, der sich als gleichbleibender Entwicklungssinn durch die ganze Entwicklung hindurchzieht. Das, „was das Ganze im Innersten zusammenhält“, müßte von einer Entwicklungslehre herausgestellt werden.

Tatsächlich sind wir hinsichtlich des Menschen von diesem Ziele noch weit entfernt. Der Grund dafür liegt darin, daß es bisher noch nicht gelungen ist, die menschliche Entwicklung überhaupt als ganze in Griff zu nehmen. Bislang ist sie noch in zwei Disziplinen aufgeteilt gewesen, in die Psychologie der frühen Kindheit und in die Physiologie des Wachstums. Freilich vermeinte die Psychologie selbst schon von sich aus die Lehre vom Kinde überhaupt entwerfen zu können. Von diesem Anspruch ist etwa William Sterns „Psychologie der frühen Kindheit“ getragen. Im Geleitwort zur siebten Auflage sagt der Sohn des Autors, das Buch sei für alle, denen Kinder „wichtig“ waren, für Eltern, Kindergärtner, Lehrer, Ärzte, Jugendrichter, zu einer Art Grundbuch über das Kind geworden. Zum ersten Male sei hier „das Kind als Wesen sui generis vorgestellt; und die ‚Welt‘ des Kindes mit ihren, von den Kategorien der Erwachsenen-Welt verschiedenen Kategorien dargestellt“³.

Indes kann eine bloße Psychologie, selbst wenn sie sich gelegentliche Seitenblicke auf das Leibliche hin erlaubt, keine Grundlehre vom Kinde bieten, weil sie doch eben Wesentliches übersehen muß, vor allem daran vorbeisieht, daß der Mensch eine echte Ganzheit mit einem einheitlichen Entwicklungssinn ist. Nur an einem Beispiel sei dieses Ungeügen aufgezeigt. Von der grundlegenden Haupttendenz zur Selbsterhaltung, die in den physischen Vorgängen des Stoffwechsels, der Atmung usw., wie in den psychischen des Nahrungstriebes, des Verteidigungstriebes usw. wirkt, meint Stern, dieser Trieb funktioniere im Untergrund des Daseins „mit unbeirrbarer Treffsicherheit“ (29). Indes behauptet das Stern apriorisch-dekretierend, ohne die tatsächliche Entfaltung des Nahrungstriebes und der Nahrungsaufnahme, worin⁴ sich die Tendenz zur Selbsterhaltung äußert, zu studieren. Die Darstellung dieser Entwicklung fehlt bei Stern fast ganz. Hätte er darauf seine Aufmerksamkeit gerichtet, so hätte er bemerkt, daß

³ W. Stern, Psychologie der frühen Kindheit bis zum sechsten Lebensjahr, mit Benutzung ungedruckter Tagebücher von C. Stern. 7., unveränderte Auflage, mit einem Geleitwort von G. Stern-Anders, 1952, IX.

gerade dieser Trieb keineswegs von vornherein „treffsicher“ funktioniert; selbst das Saugen will erlernt sein. Gerade die Ernährungsweise des Säuglings, die sich bei der Geburt radikal ändert, stellt einen Hauptgefahrenpunkt des ersten Lebensalters dar. Hunger, Appetit, Art und Weise der Nahrungsaufnahme sind nicht von vornherein so eingespielt, daß sie „treffsicher“ funktionierten. Statt dessen ist bei sehr vielen Todesfällen unter Säuglingen die Ungeübtheit und Ungekonntheit der Ernährungsfunktion an dem frühen Tode schuld; denn anatomische Befunde, die das Sterben verständlich machten, sind oft nicht zu finden.

Sofern die Forschung ihr Augenmerk allein auf das psychische Erwachen des Kleinkindes richtet, der Physiologie aber das leibliche Wachstum überläßt, erscheint die früheste Lebenszeit eigentümlich leer. Es ist kaum etwas davon zu vermelden. Obwohl William Stern in seiner „Psychologie der frühen Kindheit“ sonst eine erstaunliche Fülle von Beobachtungsmaterial zusammengetragen hat, weiß er von den grundlegenden ersten Tagen sehr wenig zu berichten.

Es ist ein unbestreitbares Verdienst von Stern, die Elementenpsychologie, die sich das menschliche Seelenleben summenhaft aus seelischen Elementen, etwa Vorstellungen, zusammengesetzt dachte, durch seinen „Personalismus“ überwunden zu haben. Zwar hat er damit noch keinen Vollbegriff von Person gewonnen. Doch im Gegensatz zur „Sache“ ist ihm Person ein Ganzes, das immer und überall einheitlich ist. Eine bloße beliebige Summierung von Elementen, ein mechanistisches Aneinandergekettetein von Elementen und Vorgängen ist immer noch Sache, keine Person, die nicht zu Unrecht auch „Individuum“, d. h. „Unteilbares“, heißt. Sowohl leibliche wie seelische Vorgänge gehören dieser Einheit an und unterstehen der gleichen Zielstrebigkeit. Eine isolierte Behandlung ist nur methodisch berechtigt. „Alle Trennungen innerhalb der Persönlichkeit sind nur relativ, nur Abstraktionen . . .; alle Teilentwicklungen einzelner Funktionen sind stets getragen von der persönlichen Gesamtentwicklung“ (27).

Indes gelingt es Stern noch nicht, seine im Grunde auf das Ganze (= holistische) gerichtete Auffassung völlig durchzuführen, was einmal darin seinen Grund hat, daß er Psychologe bleibt. Doch Psyche und Leib sind keine gesonderten Tätigkeitsprinzipien, deren Entwicklung getrennt betrachtet werden könnte. Ist der Mensch eine echte primäre Ganzheit, dann muß er es eben als einheitlich-ganzes Aktionsprinzip sein. Bei der Erforschung der menschlichen Frühzeit müssen wir auch jeden versteckten „Merismus“, jede nachträgliche Zusammensetzung aus Teilen, überwinden, nicht nur sagen, daß der Mensch eine Ganzheit ist, sondern auch damit ernst machen, daß schon der Neugeborene am ersten Lebenstage ganzer Mensch, wenn auch in seinen Anfängen,

ist. Dem Versuch, eine Grundlehre vom Menschen wie vom Kinde nur von der psychologischen Seite her zu erarbeiten, liegt noch immer ein meristisches Vorurteil zugrunde, das erst durch eine wirklich anthropologische Sicht des Problems überwunden wird. Sonst wird in der Entwicklung vieles als nebensächliche und unverständliche Beigabe außer Betracht gelassen, was doch, auf das Ganze hin besehen, wesentliche Bedeutung besitzt.

Auch deshalb vermag Stern seinen im Grunde holistischen Standpunkt nicht voll zu entfalten, weil er noch unter dem Einfluß der Drei-Stufen-Theorie von Karl Bühler steht. Nach Bühler hat die psychische Entwicklung beim Menschen mit der tierischen Entwicklung gemeinsam, daß sie drei Stufen durchläuft, und zwar Instinkt, Dressur und Intellekt. Unter Instinkt ist dabei das Erbgut gebrauchsfertiger, starrer und des Lernens nicht bedürftiger Verhaltensweisen gemeint, während Dressur Lernen vermittelt des assoziativen Gedächtnisses meint. Dabei wird von dem Kapital instinktiver Verhaltensweisen einiges unterdrückt, anderes gefördert und neu kombiniert. Der Intellekt schließlich versteht es, sich selbst neuen Situationen dadurch anzupassen, daß er durch Einsicht und Überlegung Erfindungen macht. Er schafft sich Hilfsmittel, findet Umwege, erfindet Werkzeuge, so daß er Leistungen zu vollbringen vermag, die weder instinktiv vorgebildet noch assoziativ erlernt sind. Im Durchlaufen dieser drei Stufen, welche der Mensch zunächst mit dem Tiere, insbesondere mit dem Schimpansen, teilt, um dann darüber hinaus noch Eigenes zu entfalten, geschieht die „Menschwerdung des Kindes“ (Bühler)⁴. In den letzten Monaten des ersten Lebensjahres gelingen dem Kinde primitive Intelligenzleistungen, die auf der geistigen Höhe des Schimpansen stehen. Während aber auch das am höchsten entwickelte Tier mit seinen Intelligenzleistungen stets an die unmittelbare Gegenwart, den anschaulichen Einzelfall und die rein praktische Verwendung gebunden bleibt, überschreitet der Mensch, „der an der Spitze aller Wirbeltiere marschiert“, sehr bald diese Grenze und überwindet damit sein „Schimpansenalter“. Vor allem führt die Fähigkeit der Sprachentwicklung das Kind über diese Grenze hinaus.

Selbst vom Philosophen Max Scheler wird diese Drei-Stufen-Theorie Böhlers übernommen; freilich nimmt er noch eine Tier und Mensch gemeinsame psychische Vorstufe an und modifiziert Einzelheiten der Theorie. Auch erfolgt nach ihm die „Menschwerdung“ nicht durch Weiterentwicklung der schon beim Schimpansen vorhandenen Intelligenz, sondern durch Hinzutritt eines ganz neuen Prinzips, des „Geistes“⁵. Damit bleibt Scheler infolge seiner einseitigen Beachtung der

⁴ K. Bühler, Abriss der geistigen Entwicklung des Kindes, 1952², 7.

⁵ Vgl. M. Scheler, Die Stellung des Menschen im Kosmos, 1947.

aufscheinenden Phänomene und des Unterlassens der eigentlich philosophischen Frage nach dem Grunde des Zusammenseins dieser Phänomene in der Einheit ein und desselben Menschen ebenfalls in einem Merismus stecken.

Daß die menschliche Frühentwicklung als gedrängte Rekapitulation der psychischen Stufen des Tieres mit abschließender Menschwerdung ihre Schwierigkeiten hat, geht deutlich aus den Darlegungen Böhlers selbst hervor. Den Abschnitt über „Instinkt“ beginnt er mit den bezeichnenden Worten:

„Die geradezu erbarmungswürdige Hilflosigkeit des neugeborenen Menschen kommt von seiner Armut an ausgebauten Instinkten her . . . Auch dem Menschen sind gewisse elementare Triebe, Spannkkräfte, die das Leben in Gang halten, angeboren, auch bei ihm geht alles höhere Seelenleben aus dem dunklen Streben zum Dasein, nach Tätigkeit, Wohlbehagen und Glück hervor, auch ihm sind gewisse Grundlinien des Lebensplanes von Anfang an vorgezeichnet. Nur alles sehr unbestimmt, skizzenhaft, der Ergänzung durch Dressur und Intellekt in hohem Grade bedürftig. Verglichen mit dem festgeregelten Leben der Insekten erscheinen uns die Instinkte des Menschen wie verschwommen, aufgelöst, zerfasert, auch mit weitgehenden individuellen Unterschieden versehen, so daß man sich fragen könnte, ob dies hier und dort überhaupt dieselbe Naturerscheinung sei“ (45 f.).

Man „könnte“ sich nicht nur fragen, sondern man muß sich sogar fragen, weshalb trotz gewisser Ähnlichkeiten von vornherein so entscheidende Unterschiede bestehen. Der Grund dafür ist eben darin zu suchen, daß die menschlichen „Instinkte“ eben keine „tierischen Instinkte“ sind, sondern etwas zwar Analoges, aber doch schon Eigenes, von vornherein hingeordnet auf das spezifisch Menschliche, das im Kinde werden soll, wie ja auch bereits Bühler richtig bemerkt.

Das Wort „Natur“ kommt von „nasci“ = „Geborenwerden“ und wird deshalb gern als das bestimmt, was der Mensch von „Geburt“ aus besitzt, womit der ihm vorgegebene Urbestand gemeint ist, mit dem er den Start zu seiner persönlichen Lebensgeschichte beginnt. So hat man die Geburt als die Ansatzstelle angesehen, an die eine genetische Betrachtung des Menschen anzusetzen hat. Bei der Geburt, meint man, sei der junge Mensch noch in seinem „Urzustand“ ohne jegliche Prägung^{5a}. Jedoch lehrt genauere Betrachtung der Tatsachen, daß es ein Irrtum ist, anzunehmen, hier die reine Natur fassen zu können, hier jenen absoluten Nullpunkt vor sich zu haben, von dem die Kurve der menschlichen Entwicklung ausgeht. So wichtig der Augenblick der Geburt ist, ein so umstürzendes Ereignis sie im menschlichen Leben darstellt, bedeutet sie keineswegs den Beginn des menschlichen Lebens. Dieses hat längst vorher begonnen. Denn das vorgeburtliche Leben ist

^{5a} Siehe z. B. G. Pfahler, *Der Mensch und sein Lebenswerkzeug*, 1954: „Leer, gänzlich leer an Inhalten beginnt die menschliche Seele im Augenblick der Geburt ihren Weg“ (15).

nicht nur eine Art naturhaften Heranwachsens wie bei der Pflanze, wo allein die inneren Determinanten den Gang und die Art der Entwicklung bestimmen, so daß sich dann nach der Geburt jene tabula rasa den Einflüssen der Umwelt darbieten würde, auf die sich ihre Engramme einzzeichnen vermöchten.

Suchen wir nach den ersten Anfängen menschlicher Bildung, auch menschlichen Seelenlebens, so verlieren sie sich im Dunkel des Mutterschoßes. Bereits *vor der Geburt* sind Kinder *beeindruckbar*, wenngleich sich das Ausmaß dieser Beeindruckbarkeit schwer feststellen läßt. Peiper gelang es, die Hörfähigkeit vor der Geburt dadurch nachzuweisen, daß er eine schwangere Frau vor den Röntgensschirm stellte und eine Autohupe ertönen ließ: das Kind zuckte daraufhin zusammen⁶. Nach dem Bericht des Luzerner Kinderarztes Stirnimann müssen gelegentlich werdende Mütter in den letzten Monaten ihrer Schwangerschaft den Besuch von Konzerten einstellen, weil sie während des Spieles zu starke Kindesbewegungen verspüren⁷. Wenn es im Lukasevangelium heißt (Lk 1, 41 44), daß bei Begrüßung durch Maria das noch ungeborene Kind der Base Elisabeth in ihrem Leibe „aufhüpfte“, so können wir einen solchen Bericht nach unseren heutigen Kenntnissen nicht einfach als physiologische Unmöglichkeit abtun.

Während früher die neuzeitliche Medizin die Volksmeinung, vor allem heftig erschreckende Erlebnisse einer werdenden Mutter würden die Bildung des Kindes, selbst bis zur Bildung eigentümlicher körperlicher Merkmale, beeinflussen, als Aberglaube ablehnte, ist man heute im Urteil über das „Versehen der Schwangeren“⁸ weit vorsichtiger. Nachdem sich so viele rationalistische Vorurteile als Irrtümer herausgestellt haben, müssen wir mit dieser Möglichkeit, an die das Volk seit der Antike geglaubt hat, rechnen. Wahrscheinlich steht hinter dem Volksglauben eine vielfache Erfahrung, wenn auch ihre wissenschaftliche Sicherstellung noch aussteht. Wie die heutige Psychosomatik annimmt, vermag der im Mutterleibe werdende Mensch in seiner Vitalstimmung irgendwie innezuwerden, ob sein Dasein erwünscht oder unerwünscht und verhaßt ist. Nicht erst der erste Eindruck, den das neugeborene Kind nach seiner Geburt empfängt, sondern bereits frühere Erwartungsgefühle sollen ihn treffen⁹. Darüber wird freilich schwer etwas Sicheres auszumachen sein.

Wenn auch keine Erinnerung mehr bis dahin zurückträgt, kann nicht abgestritten werden, daß bereits *zur Zeit der Geburt* ein gewisses

⁶ Nach F. Stirnimann, Psychologie des neugeborenen Kindes, 1940, 51.

⁷ Ebd. 53.

⁸ Vgl. dazu: G. Siegmund, Das Versehen der Schwangeren: Glaube und Erkenntnis 1952, 9 ff.

⁹ Vgl. H. Petri, Das Erbe, die Umwelt — und „Die dritte Unbekannte“: Hippokratēs 25 (1954) 370.

anfängliches Bewußtsein möglich ist. Der norwegische Psychologe Vold, der sich Jahrzehnte hindurch der experimentellen Erforschung des Traumlebens gewidmet hat, berichtet einen eigenartigen „Traum von der eigenen Geburt“.

„Ganz von meiner ersten Kindheit an, so weit zurück, daß die Erinnerung an alles andere sich vollständig in eine dunkle Ferne zu verlieren scheint, hat sich merkwürdigerweise ein einzelnes Ding in meinem Gedächtnis befestigt — um so merkwürdiger, als es sich um eine Erinnerung nicht von der Welt der Wirklichkeit, sondern von derjenigen der Träume handelt.

Noch merkwürdiger ist es, daß sich dieser Traum oft, wenn auch mit abnehmender Häufigkeit, bis zur Gegenwart wiederholt.

Dies ist der Traum: Ich habe ein seltsames Gefühl davon, selbst relativ sehr groß, aber in der Tat sehr klein zu sein, und daß ich mit Gewalt durch eine enge Öffnung passieren muß. Es kommt mir zugleich vor, daß ich mich in vollständiger Finsternis befinde, ohne irgendwelche Einmischung von Vorstellungen aus der Außenwelt — was besonders beachtet zu werden verdient. Schon der Umstand, daß die Erinnerung an diesen Traum weiter zurückgreift als jede andere Erinnerung, scheint darauf zu deuten, daß der Traum schon damals auf mich einen Eindruck gemacht hat und mir seltsam vorgekommen ist und daß er eigenartiger Natur sein muß; dazu kommt noch, daß er sich wiederholt hat, bis ich erwachsen war . . .

Ich glaube, daß der Traum geradezu eine unbewußte Reminiszenz von meiner Geburt ist, die, während alle äußeren Sinneseindrücke und Sinnesvorstellungen fern sind, im Schlafbewußtsein auftaucht und in der Form eines Traumes Oberhand gewinnt. Der Umstand, daß ich mich relativ groß und nichtsdestoweniger klein kenne, muß dann dadurch erklärt werden, daß ich im Verhältnis zur Öffnung, die ich passieren soll, groß erschien, ob ich schon in Wirklichkeit klein war. Die Passage durch die Öffnung ist immer in horizontaler Richtung, den Kopf nach vorne, geschehen. Ferner kann, wie oben gesagt, hervorgehoben werden, daß ich während des ganzen Prozesses keine anderen Vorstellungen von der Außenwelt, weder von Menschen noch von Tieren noch von Dingen, habe — die Finsternis herrscht, was ja meine Erklärung stützt, daß ich zur Zeit des ersten Auftretens des Traumes noch keine Sinneseindrücke von der Außenwelt erhalten hatte.“¹⁰

Man könnte gegen diesen *Traum einwenden*, daß die in dem Traumbericht verwandten Vorstellungen und Begriffe dem Kinde während seiner Geburt noch fehlen mußten. Indes trifft dieser Einwand nicht, denn der Traumbericht ist ja die viel spätere Formulierung wie auch Deutung eines immer wieder im Traum aufgetauchten Urerlebnisses, das erst langsam greifbare Gestalt annahm.

Daß die Geburt dem Kinde ein „Erlebnis“ ist, bei dem vor allem in der empfundenen Enge des Durchganges Angst erzeugt wird, bezeugt ein so erfahrener Kenner wie F. Stirnimann. „Jeder“, sagt er, „der Neugeborene gleich nach der Geburt sieht, kann die Geburtsangst nicht in Abrede stellen“ (a. a. O. 67). Bei schweren Geburtsverletzungen tritt Angst in so ausgeprägter Form auf, daß sie dem erfahrenen Kinderarzt aus Mimik, kläglichem Schreien und sonstigem

¹⁰ Mourly J. Vold, Über den Traum, hrsg. v. O. Klemm, 2 Bde., 1910/1912 — Wiedergegeben nach I. Jezower, Das Buch der Träume, 1928, 352 f.

Verhalten unverkennbar ist. Offensichtlich übt schon jede normale Geburt eine Art Schock aus; erst Stunden nachher löst sich die Schockwirkung, womit der Neugeborene für Neueindrücke empfänglich wird. Fällt das Geburtserlebnis aus, wie etwa bei einer Entbindung durch Kaiserschnitt, so kann — auch dafür führt Stirnimann ein Beispiel an — die Angst in den ersten Lebensjahren ganz fehlen.

Wenn von Naturheilkundigen nach der „Natur“-Schlafzeit gefragt wird, so liegt dieser Frage als Voraussetzung die Annahme zugrunde, daß die menschliche Natur auf eine *bestimmte Stundenzzeit* des Tages oder der Nacht als Optimum festgelegt ist derart, daß jede Abweichung von dieser Zeit eine Minderung der dadurch erzielten Erholung mit sich im Gefolge hat. Einmal sind sehr schwer Gründe dafür aufzuweisen, daß eine bestimmte Stundenzzeit das gesuchte Optimum darstellen soll. In der Zeit, welche nach Stöckmann die „Natur“-Schlafzeit ist, zu schlafen, stellt nach anderen eine krasse „Denaturierung“ (Kollath) dar. Ist überhaupt — so müssen wir uns fragen — die in der Frage nach der „Natur“-Schlafzeit gemachte Voraussetzung richtig? Hier gibt uns eine kleine Beobachtung der ersten Kindheit einen beachtlichen Hinweis. Schon der Schlafrhythmus des neugeborenen Kindes ist kein allgemein einheitlicher; schon hier zeigt sich keine feste Naturanordnung, die später verderbt werden könnte. Nachtswestern können beobachten, daß Kinder von Wirtsfrauen oft bis Mitternacht wachliegen, ohne dabei zu schreien, während Kinder von Bäckerfrauen häufig schon zwischen zwei und drei Uhr wach werden (Stirnimann 79). Hier ist es offensichtlich schon zu einer ersten „Gewohnheitsbildung“ gekommen. Solche Bildungen setzen also nicht erst nach der Geburt ein, sondern schon vorher, ein sehr bedeutsamer Hinweis darauf, daß die menschlichen Naturantriebe überaus plastisch sind und einer Überformung geradezu bedürfen. Mit Recht betont Bühler, daß die „Instinkte“ beim Menschen eigentlich keine Instinkte mehr sind, keine naturhaft eindeutig festgelegten Antriebe. Sie sind wie „zerfasert“, aufgelockert, aufgelöst. Sie sind darauf angelegt, im Sozialkontakt jene Formung anzunehmen, deren sie bedürfen. Damit ist nicht gesagt, daß gewisse Formungen ihnen nicht minder oder gar nicht entsprechen könnten. In diesem Falle steht eine Reaktion der mißhandelten Natur zu erwarten. Doch legt die Natur nicht von vornherein eine einzige Ausrichtung positiv fest, sondern läßt eine Fülle von Möglichkeiten offen. So hat sich im Streite um den Schicht-Schlaf herausgestellt, daß mit der Umkehr des „natürlichen“ Tag-Nacht-Rhythmus bei Nachtarbeitern eine gesundheitliche Beeinträchtigung nicht verbunden sein muß. Statt instinktiver Festlegung eignet der menschlichen Natur schon in der Schicht des Vitalen eine eigenartige Offenheit, verbunden mit einer Hinwendung zum anderen

Mitmenschen, an erster Stelle zur Mutter. Von dieser „originalen, nur uns gegebenen Entwicklungsform“ sagt Adolf Portmann, sie sei „der späteren Offenheit eines stets ungesicherten, stets unentschiedenen Daseins zugeordnet“¹¹. Die menschliche Eigenart, sich selbst entscheiden, seine Lebensform wählen zu müssen, ist vorgebildet und grundgelegt in der Eigenart seiner biologischen Natur. Sie sucht nach Bindungen und tut es eben aus der ursprünglichen Möglichkeit zur Freiheit heraus. „Das Feld des Humanen ist nach allen Seiten weit offen, und es ist die erste Aufgabe der Erforschung unserer Daseinsart, diese Weite der Entscheidungsfreiheit zu sehen“ (Portmann ebd.).

Als „berühmtestes Beispiel für die Instinkthandlungen der Menschen, zugleich dasjenige, das beim Neugeborenen am meisten in die Augen fällt“, nennt W. Stern „das im Dienste des Nahrungstriebes stehende Saugen“. Von der Fähigkeit zum Saugen meint er, sie sei schon am ersten Lebenstage „so gut wie vollkommen“¹². Doch zerstört auch bei dem einzigen Paradebeispiel genauere Beobachtung den Eindruck des Instinktiven. Selbst das Saugen an der Mutterbrust muß erlernt werden, weshalb Stirnmann nicht von einem Sauginstinkt, sondern einer Saughandlung spricht. Sie beruht freilich auf der Auslösung des Saugtriebes durch Hunger. Doch kann dieser auch durch künstliche Ernährung mit der Flasche befriedigt werden. Ja hierbei ist sogar der merkwürdige Umstand festzustellen, „daß die künstliche Ernährung mit der Flasche im allgemeinen weniger Saugschwierigkeiten bereitet“ (Stirnmann 82). „Anfängliche Pflegefehler sind schwer zu korrigieren; die ganze natürliche Ernährung kann Schiffbruch erleiden, wenn eine ungeschickte Pflegerin durch unsanftes Anfassen das Kind in Unluststimmung bringt, während eine andere ‚mit beseelter Hand‘ nur selten auf Schwierigkeiten stößt“ (82). Läuft die Milch ohne Saugen heraus, so kann es geschehen, daß das Kind die Milch aufleckt. Dabei lernt das Kind nicht das Saugen, das eine ziemlich anstrengende Saugbewegung erfordert. Schon ein vorzeitiger Schluck vermag das ganze Stillen in Frage zu stellen. Treten keine Störungen von außen auf, helfen statt dessen die Handgriffe der Pflegerin geschickt nach, so „glückt“ das erste Saugen. Ist das geschehen, so prägt sich dem Neugeborenen alles, was mit dem Saugen zusammenhängt, bereits in den ersten Tagen ein. Die ganze Reaktionskette des Saugens wird meist nach und nach automatisiert. Wie wenig eine fertige Reflexkette fixiert vorliegt, ergibt sich aus der Beobachtung, daß gelegentlich Neugeborene beim ersten Anlegen an die Brust statt zu saugen zu blasen beginnen und dieses eigentümliche Verhalten erst nach einigen Tagen verlieren.

„Gewinnt das Kind keine Milch, so erlahmt es nach und nach; immer schwieriger wird es, das Kind zum Saugen zu bringen. Versucht man dies, so reagiert das Kind mit Unlust. Es braucht oft eine große Diplomatie, die Reaktionskette wieder einzuschleifen“ (84). Wird also die von der Natur gesetzte Zeit der Montierung einer Triebhandlung verpaßt oder diese — sei es durch Ungeschicklichkeiten oder Hemmungen von außen — versperrt, so kommt es zu Dauerhemmungen, die schwer zu brechen sind, um einer neuen Verfestigung in richtigen Bahnen den Weg zu ebnen. Selbst das Saugen des Säuglings ist mithin nicht mehr bloß „Natur“, sondern die erste menschliche „Kunst“, die erlernt sein will.

Bereits dem Saugen geht ein erstes Einüben voraus. Es geschieht im „Lutschen“. „Es gibt Kinder, die wenige Minuten nach der Geburt so ausgebildet lutschen, mit

¹¹ A. Portmann, Das Menschenbild in der gegenwärtigen Biologie: Universitas 3 (1948) 828.

¹² W. Stern, Psychologie der frühen Kindheit, 46.

einer solchen Sicherheit mit dem Daumen den Mund finden, daß man daraus schließen kann, daß sie schon vor der Geburt gelutscht haben. Solche Kinder saugen gewöhnlich sofort; es liegt nahe, anzunehmen, daß das Lutschen vor der Geburt eine Einübung darstellt. Bei der großen Bedeutung, die besonders Stern mit Recht dem einübenden Spiel für die seelische Entwicklung beimißt, würde es sich um die früheste Äußerung dieses Entwicklungsprinzipes handeln“ (87).

Noch eindrucksvoller wird die Fraglichkeit der „Natürlichkeit“ des Saugens, wenn wir das Erlernen einer „künstlichen“ Ernährungsweise danebenhalten, die sich ebenso schnell im Gedächtnis des Säuglings einschleift wie die „natürliche“.

Besteht nun überhaupt ein deutlicher Unterschied zwischen „natürlicher“ und „künstlicher“ Ernährungsweise? Der Entstehung nach gewiß nicht. Weder Saughandlung noch Löffelernährung ist von vornherein fertig da. Beides steht der Natur gleich nahe oder fern. Gewiß urteilen wir von unserer Einsicht des Erwachsenen her, daß die Brustnahrung die natürliche Ernährungsweise des Kindes ist. Aber die Natur drängt von sich aus eindeutig weder auf die eine noch auf die andere Weise. Vielmehr ist gerade die „natürliche Saughandlung“ etwas für den Säugling Schwieriges, was erlernt sein muß, soll es „glücken“. Weil sie schwierig ist, liegt das Abgleiten in eine leichtere Form nahe, die aber darum keineswegs „natürlicher“ wird. Ist einmal eine Fixierung an das Leichtere erfolgt, so bleibt sie gern bestehen und ist nur schwer zugunsten des „normalen“ Verhaltens zu revidieren.

Es liegt nahe, zu behaupten, für den Säugling stelle die Milch der eigenen Mutter die einzig naturangepasste Nahrung dar. Zu erwarten steht, daß ihn ein „instinktiver“ Appetit darauf hinordnet. Tatsächlich wird dies auch oft behauptet. Indes enttäuschen uns auch hier wieder die beobachteten Tatsachen. „Es kommt ebensooft vor“, berichtet Stirnimann, „daß das Kind einer andern Frau abgepumpte Milch der Milch der eigenen Mutter vorzieht wie umgekehrt. Frühgeborene ziehen abgepumpte Frauenmilch mit Zuckerzusatz vor; ja sie verweigern oft solche ohne Zuckerzusatz; es scheint, wie wenn sie die kalorisch mehrwertige Mischung instinktiv vorzögen. Ich kannte aber auch reife Kinder, die an der Brust nicht tranken, auch die abgepumpte Milch verweigerten, sie aber nahmen, als man ihr Zucker zusetzte“ (47). Danach kann man überhaupt nicht von einer festen Bindung an eine ganz bestimmte Nahrung sprechen. Auch hier ist von Anfang an eine große Variationsbreite vorhanden, auf die das Kind durch ein feines Wahlvermögen eingestellt ist; schmeckend wählt es die bessere Milch aus und zieht sie anderer vor. Hierbei kommt es sehr bald zu ersten Festlegungen in Gewohnheiten, die mit Recht „zweite Natur“ heißen.

In diesen Anfängen bereits liegt die Abzweigungsstelle für die vielfältigen *Appetitformen*, durch die sich Völker, aber auch Individuen voneinander unterscheiden. Damit wird zugleich inhaltlich festgelegt, was die Natur als Nahrung im Appetit anfordert. Diese Anforderungen gehen selbst in die „Konstitution“ des Menschen ein, die keineswegs nur durch die Erbmasse allein, sondern darüber hinaus durch eine Fülle nachträglicher Festlegungen bestimmt wird. Der nicht endenwollende Streit um die rechte Ernährungsart des Menschen,

ob tierische oder vegetarische Kost seiner eigentlichen Natur angemessen ist, wurzelt wiederum offensichtlich in dem Vorurteil, daß eine einzige Ausrichtung von vornherein vorgesehen sein muß. Immer wieder ist der Bau des menschlichen Ernährungstraktus auf die Frage hin studiert worden, auf welche Kost er naturhaft zugeschnitten sei, eine Frage, die auf Grund des Baues der Zähne und des weiteren Verdauungsapparates wohl nicht einstimmig entschieden werden kann. Ohne uns hier im einzelnen darauf einzulassen, in welchem Ausmaß eine sekundäre Festlegung des Nahrungsanspruches beim Menschen möglich ist, sei nur darauf hingewiesen, daß die ursprüngliche Plastizität des Ernährungstriebes beim Menschen sicherlich mehrfache Festlegungen zuläßt, die vollwertig nebeneinanderstehen.

Die Kinderheilkunde ist hinsichtlich mancher Kindheitserkrankungen in einer eigentümlichen Verlegenheit. Bei Erwachsenen ist normalerweise eine schwere Erkrankung mit einem eindeutig abnormen pathologischen Befund morphischer Art verbunden. Beim Kinde aber braucht dies nicht zu sein. „Für viele Erkrankungen des Kindesalters, insbesondere die der Säuglingszeit, konnte uns die pathologische Anatomie bisher keine klaren Vorstellungen vermitteln. Am eindrucksvollsten ist das immer bei denjenigen Säuglingen, die wir im Gefolge schwerster Ernährungsstörungen verlieren. Nach oft langem Krankheitslager, unernährbar geworden und zum Extrem abgemagert, erlöschten diese Kinder, und trotzdem findet der Pathologe nichts oder derart Geringfügiges, daß es uns keine Erklärung für das Geschehene zu geben vermag.“¹³ Daraus zieht man den Schluß, daß das Kind überwiegend dynamisch, nicht wie der Erwachsene statisch zu betrachten ist. „Die Kinderheilkunde wird beherrscht von dem Gedanken der ‚werdenden Funktion‘. Im Grunde kennt sie keine festgelegte, sicherstehende Funktion“ (ebd. 558). Das heißt also, daß keine festgelegten Naturantriebe ausgeformt sind, selbst nicht einmal für die Nahrungsaufnahme. Durch Ungeschicklichkeit der Pflegerin kann es dahin kommen, daß das Kind nicht mehr saugen noch Nahrung aufnehmen will. Offensichtlich liegen Mißleitungen des ungeformten Nahrungsantriebes vor, wenn oft Kinder an Unterernährung sterben. Ernährungs- wie Atmungsfunktion stellen Hauptgefahrenpunkte der ersten Zeit dar. Der Grund dafür liegt darin, daß diese beiden Organe erst mit der Geburt ihre Betätigung beginnen. Hingegen ist das Herz zur Zeit der Geburt schon lange an der Arbeit; es ist „trainiert“. Deshalb stirbt auch ein Säugling kaum an seinem Herzen, wohl aber an Funktionsmißleitungen und Fehlern seiner Atmung und Ernährung.

¹³ K. Hofmeier, Grundlagenforschung in der Kinderheilkunde: Universitas 3 (1948) 559 f.

Die Labilität dieser Funktionen beim menschlichen Neugeborenen ist überhaupt so groß, daß die *Säuglingssterblichkeit* beim Menschen ein spezifisch menschliches Problem darstellt, das wir nirgendwo beim frei lebenden Tiere haben. Wenn wir beim Menschen die meist überaus hoch liegende Sterblichkeit der Säuglinge auf einen kleinen Hundertsatz heruntergedrückt haben, so ist bezeichnenderweise dieser Erfolg der menschlichen Heil-„Kunst“ zuzuschreiben. „Das Problem der künstlichen Ernährung des Säuglings, ursprünglich auf reiner Empirie fußend, ist durch mühevollen Arbeit, auf vielen Um- und Irrwegen, so gefördert worden, daß es heute nicht mehr als Problem erscheint. Der äußere Erfolg zeigt sich in einer früher kaum für möglich gehaltenen Senkung der Säuglingssterblichkeit von etwa 30 % aller Lebendgeborenen um die Jahrhundertwende auf etwa 6 % in der Gegenwart. (Anm. Das durch die zeitweilig zur Katastrophe gewordenen Nachkriegsverhältnisse erschütternde Ansteigen der Säuglingssterblichkeit auf teilweise über 80 % soll hier unberücksichtigt bleiben. Sie liegt aber trotzdem auch derzeit noch weit höher, als es bei dem Stande unserer Wissenschaft notwendig wäre.) Er wurde möglich durch die Betonung des prophylaktischen Denkens, das die gesamte Kinderheilkunde heute beherrscht, und verwirklicht durch die schließlich von dem Staat selbst durchgeführte Säuglingsfürsorge“ (Hofmeier, ebd. 557).

Im Mittelalter war die Säuglingssterblichkeit eine erschreckend hohe. Selbst in fürstlichen Familien starb oft die Hälfte der Kinder. Wenn dem heute gesteuert wird, so ist dies nicht dem „natürlicheren“ Leben des Gegenwartsmenschen zu verdanken, sondern der Auswirkung wissenschaftlicher Einsichten in der hygienischen Lebensführung. Auch bei Betrachtung der Völker finden wir nur dort, wo eine seit langem gepflegte und sorgfältig behütete Gesundheitspflege als Allgemeinverpflichtung wie als selbstverständlich angenommene zweite Natur herrscht, eine geringe Säuglingssterblichkeit.

Beim Kleinkinde liegt nicht nur eine Labilität der Funktionen vor, weshalb sie leicht abgleiten und sogar zum Untergange führen können. Es fehlt nicht nur eine feste naturhafte Ausrichtung auf das Wohl des Ganzen, beim Kleinkinde bestehen überdies eine Reihe von anlagemäßig bedingten *Krankheitsbereitschaften*, die das Bild der ersten Natur entstellen. Es kann also keine Rede davon sein, daß bei der Geburt eine erste reine unversehrte Natur vorliegt und es nur darum geht, sie sich richtig auswirken zu lassen. Vielmehr müssen wir mit angeborenen Verkehren rechnen. Hofmeier sagt hierzu:

„Eine bedeutsame Änderung in der Auffassung vom Wesen und von der Entstehung von Krankheiten brachte die Erkenntnis über das Vorhandensein anlagemäßig bedingter Krankheitsbereitschaften (Diathesen), die von der wissenschaftlichen Kinderheilkunde wohl erstmalig in ihrer Bedeutung erfaßt und zur Deutung bestimmter Krankheitszustände benutzt wurde. Sie beherrscht heute weitgehend unser ärztliches Denken und ist für immer an die Namen von Czerny und v. Pfaundler geknüpft, auf deren genialen und zunächst rein intuitiven Erkenntnissen spätere Untersucher und Beobachter fußen ...

Daß in der Kinderheilkunde nicht nur der prophylaktische Gedanke, sondern gerade auch die Diatheselehre solche Bedeutung gewinnen konnte, liegt nicht zuletzt in der Auffassung vom Wesen des Kindes überhaupt begründet. Das Kind — beson-

ders eindrucksvoll ist das natürlich in der Säuglingszeit — ist ein sich ständig veränderndes Wesen. Es ist ein werdendes, sich weiterentwickelndes Individuum und nicht, wie man es, mindestens stillschweigend, vom Erwachsenen voraussetzt, etwas Vollendetes. Das Kind ist überwiegend dynamisch, nicht überwiegend statisch wie der Erwachsene. Die Kinderheilkunde wird beherrscht von dem Gedanken der ‚werdenden Funktion‘, im Grunde kennt sie keine festgelegte, sicherstehende Funktion“ (558).

Obwohl wir über den Bewußtseinszustand des Neugeborenen unmittelbar nichts aussagen können, ist an einer geringen Zahl von Kindern bereits zu beobachten, daß eine gewisse *Aufmerksamkeit* besteht und der Blick dem Gegenstand des Interesses zu folgen vermag; freilich tritt sehr rasch Ermüdung ein. Stirnimann beobachtete, wie ein 16 Stunden altes Neugeborenes deutlich Personen mit seinen Blicken verfolgte. Selbst ein erst 4 Stunden altes Neugeborenes ließ seine Augen über Personen wandern, die es betrachteten, und verfolgte mit seinem Blicke eine auffällig gekleidete Person (59).

Auch zu anfänglichen *Handlungen* sind Kinder am ersten Lebenstage fähig. Wird ihnen eine wärmespendende Röhre gereicht, so kann man erleben, daß sie mit der Hand zugreifen und diese an die Wange zu führen versuchen, während Kinder in übler Stimmung sie zurückstoßen.

In völliger Verkennung der Eigenart des Lebens hatte man früher gemeint, das Lebewesen als eine Art „Reflexmaschine“ auffassen zu können. Alle Bewegungen des Lebewesens sollten sich als Reflexreaktionen auf Reize auffassen lassen. Schon bei Tieren trifft dies nicht zu. Genaue Beobachtung kann bei diesen nachweisen, daß die ersten Bewegungen des jungen Keimes keine Re-Aktionen, sondern spontane Aktionen sind. So ist auch dem menschlichen Neugeborenen von vornherein ein *Bewegungstrieb* eigen. Selbst im Schlafe ist es nicht vollkommen ruhig. Wahrscheinlich werden im Schlaf Bewegungen durch mangelnde lokale Blutzirkulation hervorgerufen, ähnlich wie auch der Erwachsene unangenehme und unbequeme Lagen im Schlafe korrigieren kann. Im Wachen sind die Bewegungsreihen viel mannigfaltiger. So ist zu beobachten, daß Kinder spontan die Finger spreizen und schließen und erste Greifversuche anstellen. Ebenso zeigen Füße und Zehen ein lebhaftes Spiel. Durch Winden vermag sich ein Kind aus hemmender Umgebung zu befreien.

Um die Bewegungsreihen Neugeborener zu studieren, fesselte Stirnimann ihre Hände durch Fausthandschuhe, wie sie gelegentlich gebraucht wurden, um Selbstverletzungen von Kindern zu vermeiden. Von 150 Neugeborenen, die er beobachtete, vermochten sich 23 Kinder, 16 Mädchen und 7 Knaben, aus den Fausthandschuhen, die man ihnen angebunden hatte, zu befreien. Durch reibende Bewegung lockerten sie das Bändchen, das um die Handwurzel geknotet war. Sobald hinreichende Lockerung erzielt war, wurde die Hand herausgezogen und der Handschuh weggeschleudert. Einige Kinder vermochten sich schon in der ersten halben Stunde nach

der Fesselung zu befreien; selbst unreife Kinder waren dazu fähig. War die Befreiung einer Hand gelungen, so vermochten sie die dabei gemachten Erfahrungen zur Befreiung der zweiten Hand zu verwerten. Am bestimmtesten sah das Stirnimann bei einem Neugeborenen, „dem es gelang, den gelockerten Handschuh zwischen Unterlage und Kopf zu fixieren, so daß es die Hand herausziehen konnte; kurze Zeit darauf versuchte es auch die andere Hand zu befreien, indem es den Handschuh auf die gleiche Art fixierte. Die Entfesselungsreaktion legt zwei Gedanken nahe: Die Verwertung der Erfahrung zeugt nicht nur von einem Gedächtnis, sondern setzt bereits eine primitive Intelligenz voraus . . . Doch darf man nicht vergessen, daß ein Verhalten, dem eine primitive Intelligenz zugrunde liegt, nur relativ selten zu beobachten ist“ (91).

Wie sich bei Befreiungshandlungen eine *erste Intelligenz* äußert, so auch ein *anfänglicher Wille*. Freilich ermüdet das Kind noch rasch; aber das Ziel wird nicht aus den Augen gelassen; mit neuen Bewegungsreihen wird es immer wieder in Angriff genommen, bis seine Erreichung schließlich glückt.

Zur besonderen Eigenart der menschlichen Entwicklung gehört das Suchen nach *sozialem Kontakt*. Genauere Untersuchung erweist, daß das Greifen des Neugeborenen mehr ist als bloße Auslösung eines Reflexes. Bei seinem Zugreifen ist es in der Lage, erste Unterscheidungen zu machen. Wird Kindern ein dünnes Stäbchen oder eine Walze als Fingerattrappe gereicht, so gewinnt der Beobachter den Eindruck, daß sie zunächst meist zufassen wollen, dann aber loslassen, ja den Gegenstand manchmal wegstoßen. Hingegen greifen sie nach einem hingehaltenen menschlichen Finger. „Wir sehen daraus“, folgert Stirnimann, „daß das Flektieren reflektorisch erfolgt, daß aber beim reifen Neugeborenen das psychische Moment der Unterscheidung eintritt und bei der Hälfte der Fälle das Fassen unterdrückt, wenn es sich um einen toten Gegenstand handelt . . . Die große Zahl der Kinder, die auf den toten Gegenstand nicht reagierten, zeigt weiter, wie sehr die Hand des Neugeborenen auf den menschlichen Finger eingestellt ist“ (27). Da der Hand eine geringe Temperaturempfindlichkeit eigen ist, orientiert sich die Säuglingshand wohl an der Weichheit des ergriffenen Fingers.

Die ersten *Gefühlsäußerungen* stellen einen naturhaften Anruf an die Mutter dar; vor allem weckt das Weinen und Wimmern des Kindes ihr persönlich anteilnehmendes Gefühl. Werden Gefühlsäußerungen von der Umgebung beantwortet, so bildet sich die Mimik weiter aus. Reaktionen, die biologisch paradox sind, wie Ausstoßen von Zucker, werden dann begreiflich, wenn man in ihnen nicht nur Reflexe sieht, sondern Gefühlsäußerungen, die auf die Mitmenschen hinzielen. Insbesondere ist das Schreien ein Ausdrucksmittel, das, verbunden mit dem jämmerlichen Anblick des Schreienden, auf die Mutter einen solchen Eindruck macht, daß sie darauf „fast reflexartig reagiert“

(Stirnemann 75 f.). „Jedes Neugeborene hat beim Schreien seine individuelle Ausdrucksweise, so daß eine geübte Schwester das einzelne Kind genau herauskennt“ (76).

Im Laufe der ersten Jahre wird erst die spezifisch menschliche Bewegungsform, das *Aufrecht-Gehen*, wie die menschliche Ausdrucksweise, das *Sprechen*, erlernt. Hierbei handelt es sich um einen eigentümlich komplexen Prozeß, an dem Naturdrang und Umwelt bedeutsam beteiligt sind. Wohl liegt dem ganzen Vorgang ein inneres naturhaftes Reifen zugrunde, doch nicht so, daß es von sich aus einfach die Bewegungs- und Sprechformen hervorbrächte. Von der Naturseite her wirkt einmal ein allgemeiner Bewegungsdrang in der Sprechmuskulatur wie in der Bewegungsmuskulatur. Weiterhin ist ein Nachahmungstrieb am Werke, der das Kind veranlaßt, auf die Menschen seiner Umgebung zu achten und es ihnen nachzutun. Im Zuge des inneren Reifens erwacht der Drang, Laute zu bilden. Die Kinder haben ihre Freude daran, nicht nur diese Laute selbst zu bilden, sondern diese wiederum zu hören und sie immerfort zu wiederholen. Mit dem „Lallen“ erlernen die Kinder die Bildung der Laute, das heißt sie bekommen die Bildung dieser Laute in persönlichen Griff, was als Voraussetzung für das eigentliche Sprechen-Lernen angesehen werden muß. Nur wenn die Fähigkeit zur Lautbildung vor-aktualisiert ist, liegt das Material bereit, aus dem dann die Wortbildung geformt werden kann. Es ist im einzelnen oft studiert worden, wie das Kind in Nachahmung vorgespochener Worte, aber auch in eigenwilliger Weiterbildung sich langsam das Sprechen-Können erwirbt. Nicht um diese Einzelheiten geht es uns hier, sondern um das Prinzip der eigentümlich menschlichen Bildung, das hierbei deutlich wird. Im Hin und Her des sozialen Kontaktes, im Vorsprechen, Hinhören und Nachsprechen entsteht langsam die Kindersprache, die eine Überformung des nur allgemein ungeformten Willens zur Lautäußerung darstellt. Wieder und wieder kann das persönliche Bemühen um die In-Griffnahme eines Lautes oder Wortes erfolglos sein, bis es einmal „glückt“. Selbst erfreut über dieses „Glücken“, kann das Kind den Erwachsenen, der mitgeholfen hat, „anlächeln“. Kein Jungtier hat je ein Elterntier „angelächelt“. Dieses *Lächeln* ist wiederum etwas spezifisch Menschliches. Es stellt gewissermaßen die Bestätigung der persönlichen Kontaktgewinnung dar. Im allgemeinen erfolgt das erste Lächeln des Kindes erst nach einigen Monaten. Doch kann es auch hier sehr bedeutsame „Antizipationen“ geben; Stirnemann sah ein 9 Tage altes Mädchen richtig lächeln (65). Im Lächeln kündigt sich eine persönliche Verbindung von Kind und Erwachsenem an, die zu dem lebenslang bestehenden Band von Kindes- und Elternliebe wird, während beim Tier mit dem Auswachsen der Jungen meist jede Bindung abfällt.

Wie das Sprechen wird das Sich-Aufrichten und Gehen in einem mühsamen Prozeß erlernt. Ein wenige Monate altes Kind kann sich stundenlang darum bemühen, einen festen Halt zu ergreifen, sich an diesem hochzuziehen, um damit das Aufsitzen zu erlernen. Auch hier muß dem Naturdrang die Mithilfe der Erwachsenen entgegenkommen. Erst im Laufe dieser langen Bemühungen nimmt das Rückgrat die endgültige Form der eigentümlichen S-Kurve an, deren Bedeutung darin besteht, Druck und Stoß abzufangen und einen federnden Gang zu ermöglichen. Beim neugeborenen Kinde ist das Rückgrat ohne jede Krümmung. An diesem Beispiel zeigt sich mithin, daß die menschliche Überformung des ursprünglich Gegebenen zur endgültigen Gestalt nicht nur das psychische Gehaben, sondern auch die körperliche Gestalt betrifft.

Um den Anteil des naturhaft Gegebenen vom sozialen Einfluß und von der Überformung durch Gewohnheit sondern zu können, wäre eine experimentelle Durchforschung des ganzen Gebietes von grundlegender Wichtigkeit. Doch können wir mit dem Menschen nur in sehr geringem Ausmaß Versuche anstellen. Wir können nicht — wie es ein Mongolenfürst getan haben soll — Kinder von stummen Wärterinnen erziehen lassen, um zu sehen, welches die „Natursprache“ ist. Doch kommt uns in dieser Verlegenheit das Leben zu Hilfe, das gelegentlich mit Neugeborenen die seltsamsten Versuche angestellt hat. Immer wieder tauchen *Erzählungen* von ausgesetzten oder verlorenen Kindern auf, die fern von jeder menschlichen Gemeinschaft von Tieren aufgezogen worden sein sollen. Als erstes „Wolfs-Kinder-Paar“ ist von der Sage her das Bruderpaar der Begründer von Rom bekannt. Im vorigen Jahrhundert sammelte A. Rauber alle erreichbaren Berichte von Fällen Verwilderter und untersuchte sie in einer Schrift mit Folgerungen, die dem Zeitgeist zunächst deszendenztheoretischer Art waren¹⁴. In seinem Werke „Der Mensch“ hat dann Constantin Gutherlet die Fälle wie die Folgerungen einer eingehenden Kritik unterzogen¹⁵.

Nachdem diese für eine Anthropologie sehr aufschlußreichen Fälle lange ganz vernachlässigt wurden, wohl weil sie historisch weit zurücklagen und in den Einzelheiten Zweifel aufkommen ließen, ist in der Gegenwart ein erneutes Interesse daran erwacht, seitdem eine Reihe bestätigender Fälle bekanntgeworden sind. Insbesondere haben die Tagebuchaufzeichnungen eines indischen Missionars, der vor mehr als 30 Jahren zwei indische Kinder unter der Obhut von Wölfen

¹⁴ A. Rauber, *Homo sapiens ferus*, 1885.

¹⁵ C. Gutherlet, *Der Mensch. Sein Ursprung und seine Entwicklung. Eine Kritik der mechanisch-monistischen Anthropologie*, 2. Aufl., 1903.

auffand und sie zu sich nahm, berechtigtes Aufsehen erregt¹⁶. Sie stellen jedoch nicht den einzigen in jüngster Zeit bekanntgewordenen Fall dar. Wir haben in Kürze mit der Veröffentlichung eines zusammenfassenden deutschen Berichtes zu rechnen. Indes sind wir bereits jetzt in der Lage, einige bedeutsame Tatsachen vor allem dem Bericht von Singh zu entnehmen. Dieser protestantische Pfarrer stieß im Jahre 1920 bei einer Reise durch den bengalischen Dschungel auf einen Wolfsbau, in dem sich zwei Menschenkinder befanden. Es gelang ihm, der beiden Kinder habhaft zu werden. Er nahm sie in sein Waisenhaus zu sich und versuchte sie menschlich zu erziehen.

Beide Kinder waren Mädchen im Alter von etwa 2 und 8 Jahren. Für gewöhnlich hockten die Kinder am Boden. Stehen konnten sie überhaupt nicht. Ihre Gelenke waren mit harten Schwielen bedeckt, auf denen sie zu laufen pflegten. Während des Tages hatte es den Anschein, als ob sie sich nur mit Mühe wach halten konnten, des Nachts aber waren sie hellwach und vermochten sich besser zu orientieren als am Tage. Das leiseste Geräusch wurde von ihnen wahrgenommen. Beim geringsten Anlaß wurden sie ängstlich oder wütend. Vor Aufregung wechselten sie die Farbe und zitterten. Hände und Arme waren lang und reichten fast bis zu den Knien. Die ganze Körperbildung zeugte von Kraft und Beweglichkeit.

Der von Singh und seiner Frau unternommene Versuch zu menschlicher Erziehung stieß auf große Schwierigkeiten. An ein Nachtleben gewohnt, schliefen die Kinder bei Tage und weiter bis Mitternacht. Kleider rissen sie sich vom Leibe und versuchten wieder in die Wildnis zu entfliehen. Obwohl die beiden Kinder mit roher Milch und rohem Fleisch ernährt wurden, litten sie in menschlicher Gesellschaft an allen möglichen Leiden. Vorher, unter den Wölfen, waren sie offensichtlich robust und gesund gewesen. Vor allem bereitete es ihnen die größte Schwierigkeit, aufrecht gehen zu lernen. In gesunden Tagen liefen die Kinder wie Eichhörnchen auf allen vieren und waren schwer einzuholen. Während das kleinere Mädchen ein Jahr nach der Entdeckung starb, lernte das ältere Mädchen mühsam im Laufe von neun Jahren sich aufrechtzuhalten. Wollte sie jedoch schnell laufen, so tat sie es wie früher auf allen vieren.

Nach einer schweren Krise zeigte sich das ältere Mädchen menschlich weckbar. Anfänglich ließ sie nur des Nachts Geheul nach Wolfsart hören, in den Jahren der menschlichen Gemeinschaft konnte man sie dazu bringen, auch zu sprechen. Sie gewann Verständnis für menschliche Dinge, auch menschliche Bindung und zeigte gelegentlich ein freundliches Lächeln. Trotz bester Pflege gelang die Assimilierung an die menschliche Lebensform nicht. Sie siechte langsam dahin und starb 1929, neun Jahre also nach der Befreiung aus der Wolfshöhle.

Der gelegentlich geäußerte Einwand, bei ausgesetzten Kindern handle es sich um Idioten, beweist nur die Unfähigkeit, sich solche Erscheinungen verständlich zu machen. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß alle ausgesetzten Kinder, die in ähnlicher Weise wie die Kinder von Midnapore aufgegriffen wurden, idiotisch gewesen wären.

Ähnlich wie die anderen Fälle von Kindern, denen von Geburt an beide höhere Sinne, Gesicht und Gehör, fehlten, bei nachträglichem

¹⁶ J. A. L. Singh und Zibert M. Zingg, *Wolf Children and feral man*, 1943 (Harper & Brothers, New York und London).

Versuch geistiger Erweckung nur zu einer sehr bescheidenen menschlichen Bildung gelangten, vermochten sich taub-blinde Kinder, um deren Weckung man sich zeitig bemühte, voll-menschlich zu entfalten.

Der kurze Hinweis auf die Bedeutsamkeit der Experimente, die Natur und Leben gelegentlich mit dem Menschen vornehmen, möge hier genügen. Ihre Auswertung ist noch eine Aufgabe.

Werden die von uns hier kurz angedeuteten Beobachtungen alle ineins gesehen, so ist es sehr wohl möglich, daraus die Grundlagen für eine Lehre menschlicher Bildung zu gewinnen. Zunächst ist die Theorie einer „postnatalen Psychogenese“ (Stirnemann) abzuweisen, wonach im Sinne eines psychogenetischen „Grundgesetzes“ ein Durchlaufen tierischer Vorstufen mit einer „Menschwerdung“ etwa am Ende des ersten Lebensjahres abschließt. Schon am ersten Tage ist der ganze Mensch mit allen seinen Anlagen da, selbst den Intellekt nicht ausgenommen. Hinter dem erbarmungswürdigen Wesen, das seine Zeit zumeist verschläft und scheinbar nur zu wenig Reaktionen fähig ist, steckt verborgen bereits der ganze Mensch mit allen seinen Anlagen. Von vornherein ist ein Bilde-Prinzip am Werke, das den menschlichen Leib einheitlich zum besonderen Instrument eines geistig geführten Lebens Vorbildet und auf Ingriffnahme drängt. Es muß — worauf auch Stirnemann hindeutet — als die geistige Seele des Menschen bezeichnet werden.

Die Entwicklung hat epigenetischen, darüber hinaus spezifisch menschlichen Charakter. Dem Gesetz des inneren Reifens folgend, treten Naturantriebe auf, die sich aber nicht einfach naturhaft durchsetzen, sondern nur einen allgemeinen Rahmenantrieb darstellen, der unter Mithilfe der menschlichen Umgebung vom werdenden Menschen selbst zu überformen ist. Wie sich die menschliche Natur zunächst darbietet, eignet ihren Antrieben keine so feste Ausrichtung, daß sie zur Lebensführung genügen. Der Mensch braucht die Überformung zu einer zweiten Natur, die er selbst festzulegen hat. Dafür ist ihm von der Natur ein Spielraum gelassen, den es auszufüllen gilt; er bildet die Voraussetzung für ein echtes menschliches Leben, das immer ungesichert in menschlicher Entscheidung persönlich geführt werden muß. Wird der zu einer Zeit aufbrechende Naturantrieb nicht in menschlicher Weise ausgebildet, so ist es sehr schwer, zum Teil sogar unmöglich, ihn noch nachträglich formen zu wollen. Inzwischen ist gewöhnlich eine anderweitige Verfestigung eingetreten, deren Auflösung über den Menschen eine schwere Krise bringt. Die Überformung der Naturantriebe kennt die scholastische Wissenschaft unter dem Namen „habitus“. Es gehört zu jedem Menschen, solche „habitus“ auszubilden. Nur vermittels ihrer vermag er sein Leben menschlich zu führen.